

[Nachdruck verboten.]

61]

Die Arena.

Roman von Vicente Blasco Ibañez.

Autorisierte Uebersetzung von Julio Brouta.

Dieses obdure Dasein eines zur Sparsamkeit gezwungenen und unaufhörlich mit der Dürftigkeit kämpfenden Landmannes schreckte einen so stolzen und so viel vorstellenden Mann wie Gallardo, der an öffentlichen Beifall und Geldüberfluß gewöhnt war. Der Reichtum war etwas Dehnbares, das mit den Fortschritten in seinem Beruf angewachsen war, sich aber nie innerhalb der Grenzen seiner Bedürfnisse gehalten hatte. In früheren Zeiten würde er sich mit einem kleinen Teil seines jetzigen Besitzes für überreich gehalten haben. . . . Jetzt wäre er fast ein armer Mann, wenn er das Stierfechten aufgab. Er würde auf die Havannazigarren verzichten müssen, die er verschwenderisch verteilte, und auf die teuren Marken andalusischer Weine; er würde seine großherbliche Freigebigkeit einschränken müssen und nicht mehr „alles ist bezahl!“ in Caféhäusern und Schenken ausrufen dürfen, in dem Großmutsdrang eines Mannes, der daran gewöhnt ist, dem Tode Trotz zu bieten und in Saus und Braus zu leben. Er würde den Schwarm von Schmarozern und Schmeichlern, die ihn umgaben und ihn mit weinerlichen Anpumpereien zum Lachen reizten, entlassen müssen, und wenn eine hübsche Weibsperson aus dem Volke zu ihm käme (falls dies nach seinem Rücktritt überhaupt noch möglich) würde er nicht mehr im Stande sein, ihr ein Paar mit Perlen besetzte goldene Ohrringe anzuhängen und sich über ihre Verwirrung zu belustigen.

So hatte er gelebt und so mußte er fortfahren. Er war ein Stierfechter vom alten Schlag, so wie sich die Leute einen Matador vorstellen, freigebig, großartig, vermessen, sich in rauschender Verschwendung betäubend, stets bereit, Unglückliche mit fürstlichen Almosen zu unterstützen, wenn es ihnen gelang, seiner eigenartigen Empfindsamkeit beizukommen. Gallardo spottete über viele seiner Kollegen, die er als Stierfechter einer neuen Gattung bezeichnete, die das Stiertöten als Metier betrieben, die von Ort zu Ort wie Handlungsreisende fuhren und methodisch und sparsam in allen ihren Ausgaben waren. Einige unter ihnen, ganz grüne Zungen, trugen ein Notizbuch über Einnahmen und Ausgaben bei sich und schrieben sogar die fünf Centimes, die ein Glas Wasser auf einem Bahnhofe kostete, auf. Sie verkehrten mit reichen Leuten nur, um deren Einladungen anzunehmen, ohne daß es ihnen jemals einfiel, auf ihrerseits einzuladen. Die Angehörigen gewisser Cuadrillas litten Hunger und beklagten sich öffentlich über den Geiz ihrer Maestros.

Gallardo bereute sein glanzvolles Auftreten nicht. Und man wollte jetzt, er solle darauf verzichten! . . .

Außerdem dachte er an die Bedürfnisse seiner eigenen Angehörigen, die alle an die bequeme, großartige und sorglose Lebensweise der Familien gewöhnt waren, die das Geld nicht zu zählen brauchen. Außer seiner Mutter und seiner Frau war eine neue Familie ins Haus eingezogen, seine Schwester nebst seinem geschwägigen Schwager, der nicht arbeitete, wie wenn seine Verwandtschaft mit einem berühmten Mann ihm ein Anrecht auf Nichtstun gäbe, und der Schwarm von Neffen, die alle aufwuchsen und mit jedem Tag mehr Ausgaben verursachten. Und da sollte er Ordnungsrufe zur Einschränkung und Mäßigung an alle diese Leute erteilen, die gewöhnt waren, in froher Sorglosigkeit und rückhaltslos auf seine Kosten dahinzuleben! . . . Und alle, sogar der arme Garabato, sollten auf das Landgut ziehen, um sich an der Sonne rösten zu lassen und zu rohen Bauersleuten zu werden! Und das arme Mütterchen sollte für den Rest ihrer Tage nicht mehr die Freude haben, heilige Mildtätigkeit zu üben und Geld unter die armen Frauen des Stadtviertels zu verteilen, um dann beschämt wie ein Kind dazustehen, wenn der Sohn Born heuchelte, weil von den vor vierzehn Tagen übergebenen hundert Talern nichts mehr übrig war! . . .

„Verdammt auch! . . .“ Das alles bedeutete eine Herabwürdigung. Gallardo schämte sich bei dem Gedanken, daß so etwas überhaupt denkbar war. Es wäre ein Verbrechen, ihnen, was sie hatten, wegzunehmen, nachdem er sie an Wohl-

stand gewöhnt hatte. Und was hatte er zu tun, um dies zu vermeiden? . . . Ganz einfach den Stieren auf den Leib zu rücken, zu kämpfen, wie er es früher getan hatte. Er wollte ihnen schon beikommen!

Er beantwortete die Briefe seines Verwalters und Carmens mit kurzen, mühsam geschriebenen Episteln, die von seinem entschlossenen Willen zeugten. Sich zurückziehen? Nie und nimmer!

Er war entschlossen, derselbe zu sein, wie früher, das schwor er dem Don José, und seine Ratschläge zu befolgen. „Ein Schritt, ein Stoß, und fertig.“ Das Herz ging ihm auf, und er hielt sich für fähig, es mit sämtlichen Stieren aufzunehmen, wie groß sie auch sein mochten.

Seiner Frau antwortete er in scherzendem Ton, wiewohl ein wenig in seiner Eigenliebe gekränkt, da sie an seinen Kräften zu zweifeln schien. Sie würde schon Nachrichten über das nächste Stiergefecht erhalten. Er würde das Publikum in Erstaunen setzen, da es sich seiner Ungerechtigkeiten schäme. Wenn die Stiere gutmütig wären, würde er einen Erfolg ohne Gleichen haben.

Gutmütige Stiere! Das war es, was Gallardo zu schaffen machte. Früher hätte es seine Eitelkeit nicht zugelassen, daran zu denken, und niemals ging er vor der Vorstellung nach dem Zirkus, um sie sich anzusehen. „Ich töte alles, was man mir vorführt,“ sagte er stolz, und er sah die Stiere zum erstenmal, wenn sie in die Arena gelassen wurden.

Jetzt wollte er sie sich aus der Nähe ansehen, sie auswählen und den Erfolg durch ein eingehendes Studium ihrer Eigenschaften vorbereiten.

Das Wetter hatte sich aufgeheitert, die Sonne schien. Am folgenden Tag sollte das zweite Stiergefecht stattfinden.

Gallardo ging am Nachmittage allein nach dem Zirkus. Das aus roten Backsteinen aufgeführte Gebäude mit seinen maurischen Fensterbögen hob sich einzelnstehend von einem Hintergrunde grünlicher Hügel ab. Ganz am Horizonte dieser weiten, eintönigen Landschaft, am Abfall eines Hügel schimmerte etwas Weißliches herüber, das einer entfernten Schafherde glich; es war ein Friedhof mit seinen Grabsteinen.

Einige zerlumpte Kerle hatten den Stierfechter in der Umgebung des Zirkus bemerkt und näherten sich ihm. Schmarozler der Stierfechtereie und Herumstreicher, schlofen sie geduldet in den Ställen, lebten vom Mitleid des Publikums und von den Resten der Mahlzeiten in den umliegenden Schenkwirtschaften. Einige von ihnen waren mit einem Stiertransport aus Andalusien angekommen und hatten sich hierauf für immer in der Nähe des Gebäudes eingerichtet.

Gallardo verteilte einige Geldmünzen unter diese mit der Mühe in der Hand folgenden Bettler und trat in den Zirkus durch die zu den Pferdeställen führende Tür ein.

Im Hofe bemerkte er eine Gruppe von Leuten, die aus Liebhaberei den Übungen der Picadoren beiwohnten. Potage, mit großen Hintersporen, die Lanze in der Faust, war im Begriff, zu Pferde zu steigen. Das Stallpersonal stand um den Pferdelieferanten herum, einen forpulenten Mann mit breitem, andalusischem Filzhut und langsamer Sprechweise, der mit Ruhe auf das hastige und anzügliche Gerede der Picadoren Antwort gab.

Die Stallknechte in Hemdsärmeln zogen die elenden Mähren herbei, damit die Reiter sie einüben sollten. Sie hatten sie schon während einiger Tage eingedrillt, und die armen Tiere trugen noch die roten Spuren der Sporenstiche an ihren Flanken.

Die elenden Ueberbleibsel einstiger Pferdeschönheit kamen langsam heran, und ihr zitternder Schritt, die eingefallenen Weichen legten Zeugnis ab von traurigem Alter, von Krankheiten und vom menschlichen Undank, der die Vergangenheit vergaß. Es waren Tiere von unglaublicher Magerkeit darunter, Gerippe mit hervorstehenden scharfen Kanten, die nahe daran zu sein schienen, die mit langen und losen Haaren bedeckte Haut zu durchbohren. Pferde aus Fabriken, Wädereien, Bauernpferde und Droschkengäule, alle todmüde von jahrelanger Arbeit vor dem Wagen oder dem Pflug, unglückliche Ausgestoßene, die noch bis zum letzten Augenblick ausgebeutet werden sollten, die durch ihr Ausschlagen und ihre Sprünge

ein Schauspiel für den Menschen abgaben, wenn der Stier ihren Leib mit den Hörnern aufriß.

Potage, der sowohl für sich als im Namen seiner Kollegen sprach, nahm bei dem Handel mit dem Pferdehändler hochfahrende Mienen an und reizte sogar die Stallknechte mit seinen Zigeunerflüchen zum Lachen. Die anderen Picadoren sollten es nur ihm überlassen, sich mit den Pferdeleuten ins Einvernehmen zu setzen; niemand verstehe es besser als er, diese Galunken in Trab zu bringen.

Ein Diener ging auf ihn zu, der ein kopfhängendes Pferd mit langen Haaren und traurig hervorstehenden Knochen nach sich zog.

„Was bringst Du da?“ fragte Potage, den Unternehmer anblickend. „Das nehme ich nicht an; auf dieses Tier kann kein Mensch steigen. Deine Mutter mag drauf reiten! . . .“

Der frohblütige Unternehmer antwortete ihm mit der größten Gemütsruhe. Wenn Potage sich nicht getraue, aufzusitzen, so liege es daran, daß die heutigen Picadoren sich vor allem fürchteten. Mit einem so guten und folgamen Pferde hätten Calderon, Trigo oder andere Reiter aus der guten alten Zeit zwei Nachmittage hintereinander den Stieren Stand gehalten, ohne einen Fall zu tun und ohne daß das Tier verletzt worden wäre. Aber heutzutage! . . . Jetzt gäbe es nichts anderes mehr als Hasensfüße und unverschämte Maulhelden.

Der Picador und der Unternehmer beschimpften sich gegenseitig mit freundschaftlicher Gelassenheit, als ob die größten Beleidigungen durch die Macht der Gewohnheit für sie alle Bedeutung verloren hätten.

„Du bist weiter nichts,“ antwortete Potage, „als ein Hundsfott und ein größerer Räuber als José Maria. Daß auf den Klepper Deine krähige Großmutter steigen, die alle Sonnabende um Mitternacht auf einem Bejenstiel herumritt.“

Die Anwesenden lachten, und der Unternehmer beschränkte sich darauf, die Achseln zu zuden.

„Aber was ist denn mit dem Pferde?“ sagte er ruhig. „Sieh es Dir doch an, Du Dickkopf! Es ist noch besser als andere, die roßkrank oder mit Schwindel behaftet waren, und auf denen Du in die Arena eingeritten bist, um dann kopfüber herunterzufallen, bevor Du in die Nähe des Stieres kamst. Es ist gesunder als ein Apfel, und hat übrigens achtundzwanzig Jahre lang in einer Selterfabrik wie ein anständiges Vieh gedient, ohne daß jemand einen Fehler an ihm entdeckt hätte. Und jetzt kommst Du Esel und schreiest und kritiserst und trittst ihm nahe, als wäre es ein schlechtes Christenmensch! . . .“

„Ich mag es nun einmal nicht, Teufel nochmal, Du kannst es behalten!“

Der Unternehmer trat langsam an Potage heran, und ohne sich weiter aufzuregen, flüsterte er wie einer, der in diesen Händen Bescheid weiß, ihm ins Ohr. Der Picador heuchelte Verger, trat aber schließlich an das Pferd heran. Seinetwegen möge es sein! Er wollte nicht für einen hartnäckigen Menschen gelten, der fähig wäre, einen Kameraden zu benachteiligen.

Er setzte einen Fuß in den Steigbügel und ließ das Gewicht seines Körpers auf das arme Pferd fallen. Dann nahm er die Lanze unter den Arm, stemmte sie gegen einen in die Mauer eingesehten Holzblock und stach verschiedene Male mit großer Anstrengung nach ihm, als stünde ein gewaltiger Stier vor der Lanzenspitze. Das arme Pferd zitterte und sank in die Knie bei diesen Zusammenstößen.

„Er dreht sich nicht übel,“ sagte Potage in versöhnlichem Tone. „Der Klepper ist besser, als ich dachte, hat ein gutes Maul und gute Beine . . . Du sollst Deinen Willen haben. Stelle ihn auf die Seite.“

Der Picador stieg ab und war, nach der geheimnisvollen Rücksprache mit dem Unternehmer, bereit, alles anzunehmen, was dieser ihm vorsehen würde.

Gallardo trennte sich von der Gruppe der Aficionados, die lächelnd dieser Szene zugehört hatten. Ein Türsteher begleitete ihn zum Aufenthaltsort der Stiere, durch ein kleines Tor hindurch nach den Höfen, die von drei Seiten durch eine aus rohen Steinen aufgeführte, mannshohe Mauer eingeschlossen waren. Die Holzbalken erhöhten die Festigkeit der Mauer. In einiger Entfernung von einander waren so enge Ausgänge angebracht, daß nur ein Mann von der Seite hindurchkonnte. Im weiten Hof befanden sich acht Stiere, von denen einige auf der Erde lagen, andere aufrecht und mit gesenktem Kopf den vor ihnen liegenden Haufen Gras beschnüffelten.

[Fortsetzung folgt.]

Sara.

Die Geschichte einer Liebe.

Von Johan Stjoldborg. — Verechtigte Uebersetzung aus dem Dänischen von Laura Helst.

(Schluß.)

15.

Sara denkt nur an das eine. Das heißt, sie denkt nicht direkt daran; sie umkreist es und sieht nichts scharf; die eine Einzelheit unterscheidet sich nicht von der anderen; sie wagt nicht, der Wirklichkeit ins Auge zu sehen, will sie nicht sehen. Das Ganze fließt in ein Halbdunkel zusammen, und darüber brüten ihre Gedanken.

Dieser grübelnde Ausdruck liegt beständig auf ihrem Antlitz und verändert sich nur in Gegenwart anderer. Dann heuchelt sie eine Munterkeit, als ob alles in bester Ordnung sei.

Eines Tages sieht sie und Boel in der Küche bei einem Täßchen Vormittagskaffee; es ist Waschtage.

Maren, die Wiesenhofbäuerin, die Sara beobachtend aus- und eingegangen ist, öffnet die Tür und ruft sie zu sich herein.

„Ich möchte Dich etwas fragen,“ sagt die Hausmutter und schreitet einmal im Zimmer auf und ab.

Sara heißt die Zähne zusammen und runzelt die Brauen. Sie wappnet sich.

Maren bleibt vor ihr stehen, und indem sie ihre Gestalt von oben bis unten mustert, sagt sie:

„Es ist doch nichts mit Dir los?“

„Mit mir! — Wie kommst Du auf die Idee!“

Maren richtet ihren Adlerblick auf sie: „Bist Du schwanger?“

„Nein!“ ruft Sara ihrer Hausmutter ins Gesicht. Ihre Augen sind ganz wild vor Haß und krankhafter Erregung, so daß die resolute Wiesenhofbäuerin zurückweicht.

„Ihr könnt mir ja wohl glauben, wenn ich es Euch sage! — Es ist fürchterlich, daß Ihr mich nicht in Ruhe lassen könnt!“

Sara sieht sich selber nicht mehr ähnlich.

Marens Rundwinkel ziehen sich nach unten.

„Du bist, weiß Gott, trotz alledem 'ne rechte Bergdirne!“ sagt sie höhnißch.

Da zeigt sich ein merkwürdiges Juden in Saras Antlitz, sie ballt die Fäuste und krümmt den Rücken, und die arme Bergdirne sieht die Wiesenhofbäuerin derartig an, daß dieser Angst wird und sie hastig sagt: „Du kannst jetzt gehen!“

Sara fährt hinaus ins Brauhaus. Sie reißt die eiserne Tür der Feuerstelle unter dem Waschfessel auf; das rot-gelbe Licht fällt auf die draußen lagernde graue Asche und auf Saras sprühende Augen und rote Arme, und nachdem sie Reißig und dicke Wurzelenden hineingestopft hat, schlägt sie die Tür frachend zu.

Boel blickt nach ihr hin. Sara steigt an das Waschfaß, reißt und reißt, auf und ab an dem zinnernen Waschbrett, daß ihr der Schweiß von den Augenwimpern tropft.

Sie arbeitet, als gälte es das Leben. Es ist etwas da, das sie verschlingen, sie in den Abgrund hineinzerrren will. Sie hält sich nur noch aufrecht durch Arbeit; je mehr es zieht und zerrt, desto mehr arbeitet sie. Ueber diesem Abgrund brüten ständig ihre Gedanken.

Wenn sie hin und wieder mit dem Rücken der Hand das Haar zurückstreicht, blickt sie seitwärts hinauf, und es liegt ein tiefer Schmerz, es liegt Verzweiflung in diesen Augen.

Ein Wäschestüd nach dem anderen wandert hinüber in die Spülwanne. Die Haut löst sich von ihren verschrumpften, halb verbrühten Fingern, sie achtet nicht darauf.

Boel läuft hinaus, um zu mellen; sie muß das heute allein besorgen. Inzwischen spült Sara, taucht die nasse Wäsche in das klare Wasser und hebt sie dann hoch empor, damit das Wasser abläuft — erst die groben grauen Stücke für die Knechtstammer, und danach die weißen Linnenlaken, die so fein gewebt sind, daß das blaue Wasser an ihnen herabrinnit. Nachdem sie damit fertig ist, packt sie den Rand des Fasses und wälzt das riesige Gefäß auf die Seite, so daß das Wasser in einer großen Woge sich über die Steinziele ergießt.

„Oh—h!“ ruft sie beinahe laut und greift sich an die Hüfte. Sie muß sich auf die Wäschebank setzen, solche Schmerzen verspürt sie.

Nachdem sie aber vorüber sind, kommt ein Augenblick, da das Verstörte in ihrem Antlitz wie von milder Hand hinweggewischt erscheint und ihr Blick ganz ruhig wird.

Sie hat nämlich gespürt, wie sich ein lebendes Wesen in ihrem Innern umgekehrt hat.

In diesem Augenblick existiert für sie weder Himmel noch Erde — nur Glück, Glück, ein reiches Glücksgefühl, das ihr zum Herzen strömt.

Sie fühlt sich so stark und mutig. Sie durchbricht alles, sie setzt sie alle zur Seite.

Was können sie ihr in Wirklichkeit anhaben; sie ist in ihrem Recht, wie eine leuchtende Fadel schwebt es vor ihr her. — Sie sieht sich selbst und ihre Zukunft. Ein kleines Zimmer, in dem auch die Kommode des Tischlers Lars ihren Platz hat, ein kleines, gemüthliches Zimmer, wo sie mit ihrem Kinde auf dem Schoß sitzt. Oh — niemand in der Welt ist so glücklich wie sie . . .

Aber da hört sie Woel und Maren kommen von verschiedenen Seiten.

Ihr Ausdruck verwirrt sich von neuem. — Es ist die Schande, die Schande, die Schande! — Und ihre Eltern! ach, daß sie die Ursache all des Elends sein muß, das über sie hereinbrechen wird . . . Nein!

Und wieder umfängt sie die Dunkelheit von allen Seiten. Das Ganze war nur wie ein Lichtschimmer, der auf einen sonst nächtlich dunklen Weg fällt.

In einer Nacht zur Zeit des Frühlingsanfangs tritt Sara hinaus aus dem Tor des Wiesenhofes. Mit schweren Schritten geht sie die Allee hinunter.

Nach kurzem Bedenken wendet sie sich zur Rechten und schreitet ganz still die Landstraße entlang, die an den Hallumer Höhen vorbeiführt. Bei Flint-Christians Haus schlägt sie plötzlich links den Feldweg ein, der sich bis an den Fuß der Berge hinzieht.

Von dort aus führen Wege nach verschiedenen Richtungen, außer dem Fußsteig, der am Weidenhäuschen endet. Sie zögert; eigentlich weiß sie selber nicht, was sie will.

Da plötzlich stöhnt sie laut auf und jammert; sie setzt sich auf einen Hügel, ächzt und wiegt den Oberkörper hin und her.

Als aber die Schmerzen vorüber sind, richtet sie sich auf und schreitet den Fußsteig entlang, als hätte sie einen Entschluß gefaßt. Die weißgetünchten Mauern des Weidenhäuschens sieht man vom Bergabhang herabflimmern.

Aber in dem Augenblick, da sie die Hand an die Türklinke legen will, bleibt sie wie erstarrt stehen. Sie taumelt ein paar Schritte rückwärts. Sie kann nicht hineingehen durch diese Tür.

Sie wendet sich der östlichen Seite des Hauses zu. Dort reicht das Strohdach so weit herab, daß sie es mit ausgestreckter Hand erreichen kann. Die niedrige Mauer mit den gewölbten Flächen zwischen den schiefen Trägern und Pfosten — wie genau kennt sie jede Einzelheit —, auf jenem Nagel dort pflegen des Vaters Socken zum Trocknen aufgehängt zu werden.

Sie schleicht um das Haus herum, aber vermeidet es, sich vor den Fenstern zu zeigen. Die alte, an der Südseite wachsende Weide sieht aus wie ein Gespenst. Sie geht auf die Nordseite zu, wo eine Torfschicht am Fuße der Wand aufgestapelt ist, um die Erdmassen etwas gegen den Wind zu schützen und festzuhalten. Dorthin setzt sie sich und lehnt das Haupt fest an die heimliche Hütte; auf der anderen Seite der Lehmwand stehen die Betten der Eltern.

Dann beginnen die Wehen von neuem. Sie beißt die Zähne zusammen, um den Schmerz zu bezwingen. Sie schrumpft zusammen und wird zu einem kriechenden Klumpen.

Nach einer Weile steht sie wieder auf und eilt davon, eilt fort vom Weidenhäuschen, gen Osten zu.

Hier wandert sie nun umher, bald auf diesem, bald auf jenem Wege, auf und ab, auf und ab. Sie ist der einzige Mensch dort in den Bergen.

Plötzlich steht sie vor der Mergelgrube des Starpholtmannes, diesem dunklen Loch, das schon so viele Unglückliche in sich aufgenommen hat.

Und da rauscht es ihr heiß vor den Ohren. — Sie sinkt hinein ins Heidekraut. Ein Schrei tönt durch die einsame, öde Nacht, daß die kleinen Vögel erschreckt auf- und davonfliegen, ein Schrei, in dem das Weh der ganzen Welt zu liegen scheint.

— — — Auf einmal hat sie ein Gefühl der Erleichterung. Ohne zu sehen, was es ist, stößt sie mit einer Bewegung der Hand etwas in die Grube hinunter, aus deren Tiefe ein deutliches Klumpfen zu ihr herauftönt.

Darauf schwankt sie davon, so schnell die Beine sie tragen können; doch dann und wann fällt sie, wenn ihr Fuß gegen eine Wurzel oder einen Hügel stößt.

So irrt sie umher, bis im Weidenhäuschen Licht angezündet wird und sie die Gestalt ihres Vaters mit kleinen trippelnden Schritten seiner steifen Beine auf dem nordöstlichen Fußsteig sich hat entfernen sehen.

Dann schleppt sie sich bis an die heimliche Hütte.

Die Mutter entsetzt sich. Aber Sara ist ganz ruhig und sagt, daß sie einige Tage krank gewesen ist, und da habe Maren, die Wiesenhofsbäuerin, gemeint, daß es am besten wäre, wenn sie eine Beilang nach Hause läme.

Sie geht sofort zu Bett und schläft augenblicklich ein.

Der Mutter Mißtrauen ist indessen wach geworden; sie untersucht Saras Kleidung. Und in dem Augenblick wo sie Blutflecke entdeckt, wird sie so weiß wie eine Kaltwand. Jegliches Leben erstirbt auf ihrem Antlitz. Das ist das Entsetzen.

Und dann läßt sie sich in einen Stuhl fallen.

Es dauert nicht lange, da erscheint ein Bote vom Wiesenhof, ob Sara hier sei, denn die Nacht über sei sie nicht zu Bette gewesen.

Es ist kein Zweifel mehr möglich.

Ach du lieber Himmel! Und Jakob ist nicht zu Hause.

Sie schiebt den kleinen Paul zum Vater. Sara schläft fest und ruhig. Aber Dortes Züge drücken das Entsetzen aus.

Sie geht aus und ein. Die meiste Zeit sieht sie am Hausgiebel und späht, ob Jakob nicht bald zu sehen sein sollte.

Als ob ihr das Rettung bringen könnte. —

Schließlich sieht sie, wie er angehumpelt kommt, mit der einen

Hand an der schmerzenden Hüfte. Er läuft so schnell er kann; denn es ist in den vierzig Jahren, die er nun im Weidenhäuschen gewohnt hat, niemals vorgekommen, daß man einen Boten nach ihm gesandt hat; es muß daher etwas ganz Furchterliches geschehen sein. —

„Ist wohl etwas los mit Sara?“ fragt er atemlos.

„Ja!“

„Sie soll doch nicht —?“ er blickt hinauf zu seiner Frau.

„Es ist noch schlimmer.“

„Ein Kind?“

„Ach es ist viel, viel schlimmer, Jakob. O, du lieber Gott im Himmel!“ ruft Dorte verzweifelt.

Jakob Weidenhäusler beugt sein Haupt. Einen Augenblick schweigt er, dann sagt er leise: „Nun ist es also doch gekommen. Ich habe immer gedacht, es könnte uns wohl kaum immerfort so gut gehen. Es mußte ein Unglück kommen! — Aber nun waren schon so viele Jahre darüber hingegangen.“

Sie gehen hinein. Sara schlägt die Augen auf und blinzelt. Sie kann wohl nicht recht begreifen, daß sie hier zu Hause liegt, hier drinnen im Weidenhäuschen. Aber als sie sieht, wie traurig die Eltern dastehen, verfinstert sich ihr Blick.

„Es ist wohl am besten, Du sagst alles, wie es ist, Sara!“ beginnt die Mutter.

„Was denn?“ Sara versucht, sich zusammen zu nehmen.

„Wo warst Du heute nacht?“

„Heute nacht?!“ Sara will nicht nachgeben.

Aber da geht Jakob auf sie zu. Er setzt sich auf den Betttrand und ergreift ihre Hand.

„Mein liebes Sarachen!“ sagt er so innig und weich.

Es bedarf keiner Worte weiter. Beim Klang dieser milden Stimme schmilzt der Eispanzer, mit dem Sara ihr Herz umgürtet hat. Laut aufschluchzend wirft sie sich dem Vater an den Hals.

Jakob bleibt auf dem Betttrand sitzen und hält Saras Hand in der seinen.

Dort sieht er lange, lange, und still und unaufhaltsam rinnen ihm Tränen an den Wangen herab.

Zuletzt küßt er sie.

Ein freudiges Schluchzen entringt sich dabei Saras Brust.

In derselben stillen Weise bittet Jakob um seinen Sonntagsgang.

Dem Recht und dem Befehl muß Genüge geschehen, wenn auch die Menschen noch so sehr darunter leiden müssen. Er will hinuntergehen und mit dem Hardeßvogel sprechen — das ist übrigens schon ein netter Mann. Es wird nichts weiter gesprochen.

Doch Jakob nähert sich Sara, bevor er geht. Er kann merken, daß ihre Augen sehnsüchtig jeder Bewegung folgen. Er blickt sie voll innerer Güte und Barmherzigkeit an.

Aber Jakobs Mundwinkel zittern dabei.

Dann tritt er seinen schweren Gang an hinauf über die Hügel; schwer sind seine Füße, und tief traurig ist sein Gemüt.

„Ach ja!“ seufzt er aus tiefster Seele. „Das Schicksal trifft uns alle, alle!“

Von der Weltausstellung in Brüssel.

II.

(Deutschland.)

Zwischen lahlen Gerüsten und rohem Mauerwerk, während noch an allen Ecken und Enden gehämmert, gehobelt und geüncht wurde, der Fuß nur mühsam über verbarricadierte Schienen und listenbelagerte Wege Boden suchte, stand der deutsche Ausstellungsbaubau als erster fertig da! So galt der erste Ansturm der Ausstellungsbesucher der deutschen Abteilung. Aber auch heute, da die Gesamtausstellung endlich ein geordnetes, der Vollendung allmählich sich näherndes Bild gewährt, hält ihre Anziehungskraft vor, die sie insbesondere auf jene übt, die nicht ein leeres Amüsementbedürfnis von Saal zu Saal treibt. Denn es soll der deutschen Sektion als bestes Lob nachgesagt werden, daß sie bei aller Sorge, die Ausstellung mannigfaltig, anschaulich und möglichst „unpedantisch“ zu gestalten, sich von jener Spielerischen und nur reinen Reklamezwecken dienenden Schaustellung, wie sie sich auch auf der Brüsseler Weltausstellung ungebüßlich breit macht, fast frei zu halten wußte. Womit beileibe nicht gesagt sein soll, daß etwa auf der deutschen Ausstellung Reklame und Geschäft nicht zu ihrem Recht kämen. . . . In der deutschen Ausstellung kann man sich wirklich über Deutschland unterrichten! Sie ist ein Spiegel des modernen, namentlich des modernen industriellen Deutschlands — freilich ein Spiegel, der so aufgestellt wurde, daß er nur einen Teil des Bildes reflektiert. . . . Durch alle die hellen Säle, wandert man wie durch Gärten, die voll prangender Früchte sind, aber geheimnisvoll den Gärtner verbergen, der den Samen gesetzt, Boden und Wurzel gehütet, Blüte um Blüte geegert hat. . . . Da stehen die eisernen Wunder aus den Walzwerken; da die Ungetüme von Kraftmaschinen, Pumpen und Kompressoren und dort wieder Kessel und seltsame Röhre und Dampfmaschinen und immer wieder Maschinen: Maschinen aus der Landwirtschaft, aus der Metall- und Textilindustrie: keine, mit zierlichem Räderwerk und

freundlichen Bänken und Hämmerchen; und plumpe, schreckliche, die einen aus dunklen Nachen geheimnisvoll anstaren. Und an gläsernen Witrinen wandert man vorbei, in denen kunstvolle Spitzen aus dem Erzgebirge aufgehäuft sind, an Spielzeugen aus Sonneberg und Nürnberg, an Porzellan aus Rosenthal und Nymphenburg, Berlin und Dresden; an hundertlei Instrumenten der Feinmechanik und Optik; an Modellen von Schiffen, berühmten Brücken und Kasernen. Da leuchten die chemischen Farbstoffe aus Gläserhüllen, da liegen saubere Schiffstau, da glänzen kupferne Säulen . . . Und eine Bahnhofshalle sieht man, kein Modell etwa, sondern eine wirklich königlich preussische, von einer riesigen Spannweite, blank wie ein Niesenpielzeug, und angefüllt mit blintenden Lokomotivgehäuern und märchenhaften Luxuswaggons. . . . Aber überall begegnen uns Namen von Gesellschaften, Firmen und Systemen. Die Arme derer, die Markt und Leben in alle Erzeugnisse hineingesteckt haben, meldet keine Tafel. Nur geschäftsmäßig vermerten die Etablissements die Zahl ihrer Arbeiter. Wofür in der Abteilung einer Maschinenhalle gewahrte ich inmitten der aufgestapelten Maschinen eine unheimbare eingerahmte Photographie: eine Lokomotive, von Arbeitern der betreffenden Fabrik umlagert. Vermutlich ist das nur Melkane — aber immerhin: die Tafel meldet schlicht und beredsam zugleich: Wir haben diese Maschinen gemacht!

Wir haben dem Ausstellungsbau selbst, seiner anmutig-schlichten und doch so mannigfaltig gegliederten Architektur das gebührende Lob bereits gespendet. Der hervorragende künstlerische Anteil gehört dem Münchener Emanuel v. Seidl, der mit der ländlichen Note, die er dem Bau — oder richtiger der Zusammenfassung von Bauten — gegeben, Landschaft und Architektur zu einer stimmungsvollen Einheit verwoben hat. Denn knapp hinter dem deutschen Gebäude zieht sich der grüne Saum des „Bois de la Cambre“ wie ein Schloßpark um ein Landhaus und ein glücklicher Zufall hat es gefügt, daß sich just vor dem Hauptportal vier mächtige Pappeln erheben, die wie mit der feinsten Absicht hingepflanzt scheinen. . . . Der Mannheimer Gartenarchitekt Brähe hat mit geschmackvoller Stilanpassung dem Gebäude Gartenflächen vorgelagert, die den ländlichen Charakter der ganzen Anlage anmutig betonen. Die verhältnismäßig niedrig gehaltenen Ausstellungshallen überragt das „Deutsche Haus“, das die Repräsentationsräume und einen Vortragsaal enthält und mit Bildern von Stud, F. A. Kaulbach, A. Keller, Herterich, Heugeler und anderen geschmückt ist. Vom deutschen Haus führt ein Lortweg, der eine hübsche Abschlußlinie gegen den Garten zu bildet, zum deutschen Weinrestaurant, in das sich aber nur die Westler von reichlich gespidten Wörtern wagen dürfen. Dagegen steht den „Minderbemittelten“ die daselbst untergebrachte „Deutsche Saatzaugausstellung“ zur Befestigung offen!

Charakteristisch zeichnen sich von außen die riesigen Maschinenfäle ab, an die sich als letztes Glied die Bahnhofshalle anschließt, ein mächtiger Holzbau — nach Entwürfen von P. Behrens — der eine Ausstellung des preussischen Eisenbahnministeriums und bekannter deutscher Waggonfabriken enthält. Sie birgt wahre Wunder an luxuriösen Waggons, aber auch hübsche III. Klasse-Wagen, die in Wirklichkeit auch in Deutschland nicht überall anzutreffen sind. . . . Die Leute, die nur in Belgien reisen, werden allerdings die deutschen III. Klasse-Coupsés für Luxuswagen halten. Alles in allem zählt die deutsche Ausstellung neun Hallen, darunter drei Maschinenhallen und eine große Industriehalle. Den Maschinenhallen, in denen ein großer Teil der Maschinen in Betrieb gesetzt ist, dient eine eigene Kraftzentrale, mit großen Betriebsanlagen und Kesselhaus. Auch der elektrische Strom für die deutschen Gebäude wird in der Kraftzentrale erzeugt. Es ist demnach ein ganz hübsches Heer von Arbeitern, das da beschäftigt ist. Tritt man so durch die Bahnhofshalle in die Maschinenfäle, wo die Elektromotoren arbeiten, die Räder surren und sausen und die Funken stieben und die Arbeiter aus Nord und Süd, in ihren blauen Blusen an den Maschinen stehen, so hat man keinen läßlichen Anschauungsunterricht vom kapitalistischen Deutschland der Schöte und des Eisens. Denn haben auch die ganz großen Herren, die auf eine Ausstellungsreklame verzichten können, die Weltausstellung nicht besichtigt, so haben auch die armen Schläder, die indes immerhin noch bis zu 3½ Tausend Arbeiter beschäftigen, wie etwa das Salzische Unternehmen in Mannheim, noch immerhin etwas zu zeigen.

Ehe wir in das hohe, kuppelförmige Vestibül eintreten, das uns zur „Raumkunst“ führt, ein Wort über den Katalog. Dieser ist nicht nur durch seine vernünftige Anordnung ein guter Führer, sondern er ist auch gleichzeitig ein typographisch wohl gelungenes Nachschlagebuch, das über das deutsche Wirtschaftsleben, über die Entwicklung der verschiedenen industriellen und kunstgewerblichen Zweige, über den technischen Fortschritt Deutschlands und das Unterrichtswesen Aufschlüsse gibt. Scharfen Tadel dagegen verdient die Leitung, daß sie an Sonntagen Eintrittsgebühren für die Raumkunstausstellung erhebt. Es mag richtig sein, daß es manche Sonntagbesucher an Aufmerksamkeit fehlen ließen, aber eine Vermehrung des Aufsichtspersonals könnte dem Uebel steuern, ohne daß Tausende von Arbeitern und Angestellten entweder um die Befestigung eines der interessantesten Teile der Ausstellung lämen oder zu einer Geldausgabe greifen müßten. — Für den allgemeinen Besuch der Weltausstellung stellt die Stadt Brüssel übrigens den Arbeitern eine

Anzahl Freikarten zur Verfügung, die diese durch ihre Gewerkschaften, durch die Unternehmer oder auch persönlich erhalten.

Zu den besonders für den Laien anziehendsten Abteilungen gehören die kunstgewerblichen Räume, die in lauter kleinen Säle zerlegt sind, die eine ebenso intime wie übersichtliche Anordnung ermöglichen. In diesen ganz in sanfte Farbtöne gehüllten Zimmerchen, in denen die diskrete Ausstattungskunst Bruno Pauls eine stille Harmonie schuf, fühlt sich der Eintretende gleich zum Schauen geneigt und gereizt. Wie anders steht man hier vor den Erzeugnissen aus Glas, Porzellan und Metall, als in den zum meist öden, lakten, nur auf den „Fachmann“ gestimmten Sälen unserer Museen! Jeder Gegenstand scheint in diesen jätlichen Rahmen ein lebendiges Dasein zu führen.

Alle im modernen Kunstgewerbe hervorragenden Städte Deutschlands mit ihren namhaftesten Firmen und Künstlern haben ausgestellt und sind fast durchweg mit soliden, künstlerisch-geschmackvollen Arbeiten vertreten. In der keramischen Abteilung bringt die Töpferei reizvolle Beispiele, die den modernen Zug dieses neu auflebenden kunstgewerblichen Zweiges auf mannigfache Weise veranschaulichen. Von Glaswaren fallen die Münchens durch ihre Formen und distinguierten Ausführungen auf; von Porzellan läßt die Berliner Manufaktur, Nymphenburg und Sachsen seine Spezialitäten sehen.

Für Belgien selbst ist die Vorführung des deutschen Kunstgewerbes mit seiner einheitlichen Betonung der modernen Note schon darum von Interesse, weil Belgien trotz aller, zumest von England beeinflussten Ansätze von „Modernismus“, besonders was die Innenräume betrifft, noch tief in den Stilen Louis XIV., Louis XV. und Louis XVI. steht. Von einer gewissen Ironie ist da die Tatsache, daß Belgien jenen Mann hergebracht hat, der seit geraumer Zeit zu den bestimmendsten Reformern im — deutschen Kunstgewerbe zählt.

(Schluß folgt.)

Kleines feuilleton.

Astronomisches.

Das größte Meteor, das, so weit die Kenntnis des Menschen reicht, jemals aus Himmels Höhen auf die Erde niedergestürzt ist, hat das ansehnliche Gewicht von 330 Millionen Tonnen besessen. Wenn sich derartige Ereignisse häufiger wiederholen würden, so könnte der Aufenthalt auf der Erde etwas ungemütlich werden, während doch im ganzen Verlauf der geschichtlichen Aufzeichnungen bisher nur ein einziger Fall bekannt geworden ist, daß ein Mensch von einem Meteor erschlagen wurde. Jenes Niesenmeteor hat, abgesehen von seiner einzig dastehenden Größe, noch einen anderen Fehler; es ist nämlich niemals von eines Menschen Auge gesehen worden, und die Angabe seines Gewichts und sogar die seines Vorhandenseins beruht nur auf einer Schätzung. In dem amerikanischen Staat Arizona gibt es eine Stelle, die seit längerer Zeit als „Meteorcrater“ bekannt ist und die Aufmerksamkeit der Naturforscher im höchsten Grad auf sich gelenkt hat. In seiner Umgebung fanden sich zahlreiche Bruchstücke von Meteorsteinen, und es ist daraus durch den Ausdruck eines ungeheuren Meteors geschaffen worden sei. So viel und so tief man aber bisher auch gegraben hat, eine Hauptmasse hat sich nicht finden lassen. Dr. Magie schätzt in einem Vortrage vor der Amerikanischen Philosophischen Gesellschaft die Tiefe, in der diese gelegen sei, auf wahrscheinlich 300 Meter unter der Oberfläche. Danach sollte sie immerhin für Bohrungen nicht unerschwinglich sein. Die Masse selbst schätzt derselbe Forscher, wie gesagt, auf 330 Millionen Tonnen oder mehr als 6½ Milliarden Zentner, die Geschwindigkeit, mit der sie auf die Erde niedergestürzt sein müsse, auf 3 bis 5 Kilometer in der Sekunde. Sicher ist das Vorhandensein des Meteors aber noch immer nicht, und dagegen würde sogar die Tatsache sprechen, daß die Magnetnadel in der Umgebung des sogenannten Meteorcraters keine Ablenkungen zeigt.

Medizinisches.

Untersuchungsgesetz. Ein französischer Arzt hat sich die Frage gestellt: ist es gefährlich, einer Person, die mit Tuberkulose behaftet ist, die Hand zu reichen? Er berichtet in der „Revue moderne“ über seine Studien und Experimente und kommt zu dem Schluss, daß man gut tut, wenn man jegliche Berührung mit an Tuberkulose erkrankten Menschen meidet. Er ließ den Tuberkulosekranken, die er in Behandlung hatte, destilliertes Wasser zum Händewaschen geben, dann impfte er das Wasser Kaninchen ein und konnte nach kurzer Zeit feststellen, daß sich bei vier von den acht geimpften Tieren die schreckliche Krankheit zu entwickeln begann. Auch in den Fällen, in denen die Kranken sich die Hände vorher mit Seife gewaschen hatten, gelangte er zu denselben Resultaten. Er untersuchte dann, ob die Tuberkulose durch den einfachen Händedruck übertragen werden könnte. Er selbst desinfizierte sich, reichte dann einem Patienten, der sich in einem vorgeschrittenen Stadium der Tuberkulose befand, die Hand und wusch sie darauf noch einmal in destilliertem Wasser. Dieses Wasser wurde sechs Kaninchen eingeimpft und brachte bei zweien von ihnen die Krankheit zur Entwicklung.